

DE TRANQUILLITATE ANIMI VON DER RUHE DER SEELE

[I (Serenus an Seneca:) »Immer, wenn ich mich selbst gewissenhaft prüfte, Seneca, zeigten sich manche Schwächen ganz offen, so daß ich sie mit Händen greifen konnte, manche nur recht undeutlich und im Verborgenen, manche nicht ständig. Diese stellen sich nur von Zeit zu Zeit ein und sind meines Erachtens besonders lästig, gleich unberechenbaren Feinden, die nur bei Gelegenheit anstürmen und derentwegen man keine Alternative hat: Man kann weder wie im Krieg stets abwehrbereit sein noch wie im Frieden sicher. In dieser Lage sehe ich mich nun besonders oft – warum sollte ich dir denn nicht wie einem Arzt die Wahrheit gestehen? –: nicht zuverlässig frei von dem, was ich fürchtete und haßte, und andererseits dem auch nicht verfallen. Ich befinde mich also in einem Zustand, der zwar nicht der schlechteste, aber doch äußerst kläglich und verdrießlich ist, und bin weder krank noch gesund.

Du brauchst nicht darauf hinzuweisen, daß alle guten Eigenschaften am Anfang nur schwach ausgeprägt seien, aber im Lauf der Zeit an Festigkeit und Stärke zunehmen. Ich weiß auch sehr wohl, daß die Fähigkeiten, die man an Äußerliches wendet, zum Beispiel an seine Karriere, an seinen Ruhm als Redner und alles, was sich fremdem Urteil stellt, im Lauf der Zeit wachsen. Aber sowohl, was echte Kraft verschafft, als auch das, was, um Anerkennung zu finden, gewissermaßen Nachhilfe durch Schminke nötig hat, braucht Jahre, bis ihm allmählich die lange Übung Farbe gibt. Ich wiederum muß fürchten, daß die Gewohnheit, die alles verfestigt, mir diese meine Schwäche nur noch tiefer einprägt. Beim Schlechten wie beim Guten führt lange Vertrautheit dazu, daß man es liebt.]

[Diese Schwäche meines Charakters, der zwischen den Extremen schwankt und sich weder entschieden zum Rechten

noch zum Schlechten wendet, kann ich, so wie sie ist, nicht in einem Satz, sondern nur stückweise beschreiben. Ich sage, was mit mir los ist, und du wirst für das Leiden einen Namen finden.

Ich lasse mich von einem ausgeprägten Hang zur Sparsamkeit leiten, das gestehe ich gern. Mir gefällt kein prunkvoll eingerichtetes Schlafzimmer, kein Kleid, das man erst aus der Truhe hervorholen muß und das ein schwerer Behang von tausend kleinen Marterinstrumenten funkeln läßt, sondern eins fürs Haus, ein billiges, das man weder unter Ängsten aufhebt noch anzieht.]

Mir gefällt kein Essen, an dem ganze Sklavenscharen arbeiten – und bei dem sie dann zusehen müssen –, keines, das man schon viele Tage vorher bestellt und das von vielen Händen aufgetragen wird, sondern eines, das leicht zu bekommen und zu bereiten ist, nichts Exquisites und Aufwendiges, ein Essen, auf das man nirgends zu verzichten braucht, das weder für den Geldbeutel noch für den Magen eine Last ist und das nicht da wieder hochkommt, wo es hereinkam.

Mir gefällt ein schlichter Diener ohne Livree und ein natürliches Sklavenkind, das einfache Silbergeschirr meines Vaters, eines Landmanns, auf das kein Künstlername graviert ist, dazu ein Tisch, der nicht durch reiche Maserung ins Auge sticht, der auch nicht stadtbekannt ist, weil ihn nacheinander viele feine Leute besaßen, sondern einer für den täglichen Gebrauch, der keinen Gast als Augenweide fesselt und auch nicht seinen Neid erregt.

Doch wenn ich darauf mit Wohlgefallen gesehen habe, dann schnüren mir das Herz der schmucke Aufzug irgendwelcher Pagen zu, Diener, die prächtiger als bei einer Prozession gekleidet und goldgeschmückt sind, ein Schwarm von wohlgenährten Sklaven, bald auch ein Haus, wo man auf Kostbarkeiten tritt, wo sich der Reichtum in alle Ecken verteilt und sogar die Decken funkeln, dazu die Schar der Schnorrer, die dabei sind, wo ein Vermögen durchgebracht wird. Was soll ich reden von Wasserbecken, klar bis auf den